

einiges verdienen wollen; diese werden vom Aufseher jeden Tag bezahlt und erhalten ungefähr 25 cent (= 45 ₤).

Zum Bearbeiten eines Landes, welches ca. 1500 Centner Produkt hat, ist ein Stamm von ca. 50 Mann nöthig und ausreichend, in der Pflückzeit helfen deren Frauen noch pflücken und sortiren. In dieser wichtigsten Zeit gebe man lieber einige Cente mehr Lohn, denn es kommt wohl vor, dass die Javanen den Kaffee, welchen sie auf einem Lande gepflückt haben, auf einem andern, wo es mehr Pflücklohn giebt, abliefern. Des Transportes wegen hält man auf den Ländern noch eine Anzahl Kühe, welche aus dem Innern die Säcke, einen an jeder Seite hängend, erst bis zu einem fahrbaren Wege bringen.

Gerechte Behandlung der Javanen ist nöthig, aber sind sie damit zufrieden, so giebt es auch so leicht keine willigeren Arbeiter. Die Persönlichkeit des Europäers, welcher auf dem Lande ist, kann in dieser Hinsicht viel zum Vorwärtskommen beitragen. Leutseligkeit nach unsern Begriffen wollen die Javanen durchaus nicht haben, sie betrachten einmal den Europäer als ein Wesen besserer Art und sehen es gern, wenn man sie fühlen lässt, wie gross der Abstand zwischen uns und ihnen ist. Macht man sich erst missliebzig, so mag man nur das Innere verlassen, denn auch für höheres Lohn thun die Leute dann nichts mehr.

Die Ertragsfähigkeit der Bäume kann man im Durchschnitt zu $\frac{1}{2}$ Kilo pro Baum annehmen, jüngere Bäume allein tragen wohl etwas mehr.

Ein sächsischer Weltumsegler des 16. Jahrhunderts.

Von

Prof. Dr. A. Kirchhoff.

Weltumsegelungen gibt es erst seit dem 16. Jahrhundert; sie waren noch gegen Ende desselben keine alltägliche Erscheinung. Dass eben um diese Zeit ein sächsischer Edelmann eine solche ausführte, ist bis vor kurzem gänzlich unbekannt geblieben. Der Güte des Herrn Archivrath Beyer verdanke ich die Bekanntschaft mit dem einzigen Document, aus welchem diese Thatsache hervorgeht; es ist die in einem Exemplar dem Gräfllich-Stolbergischen Archiv einverleibte Leichenpredigt, welche am Grabe jenes Weltreisenden von Magister Johann Durrius, Pastor in Pretsch (einem Elbstädtchen zwischen Torgau und Wittenberg), im November 1626 gehalten wurde und im zweitfolgen-

den Jahre nebst einer Lebensbeschreibung des Verstorbenen zu Wittenberg in Druck erschien, unter dem Titel:

Decennium memorabile.

Das ist,

Gründliche Beschreibung, der Weitleuftigen, vnd zu Land vnd Wasser gefehrlichen Reisen, durch Europam, Africam vnd Americam. Mit vorgehend gehaltener Christlichen Leichpredigt. Bey bestattung, des Weyland Wol Edlen Bernhard von Miltitz, zu Pretzsch, Churfl. S. Durchl. verdienten Haupt- auch hiebevorn in frembden Landen wolversuchten vnd erfahrenen Kriegsmannes. Welcher den 18. Tag Novembr. des abgewichenen 1626. Jahres Selig im HErrn entschlaffen.

Bernhard von Miltitz ist zwar auf Schloss Scharfenberg in der Nachbarschaft von Meissen, wo auch (im Triebischthal) das Stammhaus der Miltitze liegt, geboren; seine Jugend wie den Abend seines vielbewegten Lebens verbrachte er aber in demjenigen Theil des Kurfürstenthums Sachsen, der jetzt den Osten der Provinz Sachsen an der Elbe bildet, und in so fern gehört er unserem Vereinsgebiet an.

Wir verweilen nicht bei den sonstigen Einzelheiten seines Lebensganges, erzählen nicht von seiner Betheiligung an den Kriegen in Frankreich und den Niederlanden (1591, 1592), nicht von seinen Reisen durch Spanien und Italien nach Rückkunft von der Weltumsegelung, auch nicht von seinen im Dienst seines Kurfürsten später unternommenen Gesandtschaftsreisen an die Höfe von Frankreich, England, Oesterreich, seiner Mitwirkung an der Occupation der Niederlausitz, seiner zweimaligen Beschützung Eislebens (als Hauptmann der Grafenschaft Mansfeld und der drei Stifter Meissen, Merseburg, Naumburg) bei den Durchzügen der Kaiserlichen in der drangsalvollen Zeit des dreissigjährigen Kriegs. Denn alles dies ist bereits getreu nach der erwähnten Quelle von Rudolph von Kyaw geschildert worden.¹ Nur die besagte Weltreise unseres Miltitz soll uns hier näher beschäftigen.

Ein bescheidener Mann, nach Versicherung des Predigers an seinem Grabe, pflegte Bernhard von Miltitz nicht viel Rühmens von seinen weiten Reisen zu machen, hatte aber auf seiner grossen Seefahrt Buch geführt nicht nur über seine persönlichen Erlebnisse, sondern auch über allerlei Merkwürdigkeiten, die er da jenseit der Oceane zu

1) In seinem Aufsatz „Ein Tourist gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts“ im Neuen Lausitzischen Magazin, Bd. 49, 1. Hälfte (Görlitz 1872), S. 127 — 134.

Gesicht bekommen. Dieses „Reisebüchlein“ ist leider verloren gegangen, weder in Miltitz'schem Familienbesitz noch im Dresdener Staatsarchiv hat es sich finden lassen;¹ wir kennen dasselbe eben nur aus Durrius' „Decennium memorabile“, wo es „so viel möglich gewesen“ benutzt worden ist. Es klingt so, als wenn der zu grosse Umfang der Reise-Niederschriften eine erschöpfendere Verwerthung nicht zugelassen hätte (sonst, heisst es in unserer Quelle, sei der Bericht über Miltitz' Lebenslauf selbst zu einem Buch angewachsen), indessen die vielen eingestreuten langen Beschreibungen exotischer Thiere und Gewächse aus dem „Reisebüchlein“ hätten wir eher missen mögen, von so scharfer Beobachtung unseres Reisenden sie auch Zeugniß ablegen, wenn nur dafür die Notizen über die grosse Ausfahrt durch drei Weltmeere, an den Küsten fast aller Erdtheile hin, ein wenig genauer und vollständiger ausgefallen wären. Stücke des Reisebuchs waren spanisch verfasst, und es ist mitunter zweifelhaft, ob es dem biedern Magister Durrius beim Excerptiren mehr an Sprachkenntniß und philologischer Akribie oder mehr an naturhistorisch-geographischem Wissen gefehlt hat. Nachdem z. B. wenige Seiten zuvor die Schildkröte unter der spanischen Bezeichnung *tortuga* beschrieben, wird vom Eierlegen des „Tortuga-Vogels“ geredet, *Mejico* wird aufgeführt als „die goldreiche provincia Peru“ u. s. f. Es bedarf demnach einiger Vorsicht, um aus dieser etwas vertrübten, jedoch der einzig uns übrig gebliebenen Quelle das Wenige herauszuheben, was für ältere Völker- und Länderkunde etwa von Nutzen sein möchte. Den Eindruck macht wenigstens auch unter der secundären Verschleierung der ursprüngliche Miltitz'sche Reisebericht, dass er schlicht die Wahrheit bringt.

Bernhard von Miltitz stand im 25. Lebensjahr, als er gegen Ende 1594 Europa verliess. Was der eigentliche Zweck der weiten Ausfahrt gewesen sein mag, entzieht sich der Entscheidung. Als „Touristen“ möchten wir ihn nicht bezeichnen. Tragen auch seine nachmaligen Kreuz- und Querzüge durch schöne Lande Südeuropas den Charakter touristischer Streifen, seiner Weltfahrt ist dieser Zug sicher nicht eigen. Offnen Auges beschaut er sich wohl auf derselben die Wunderdinge der fremden Länder und Meere, aber die blossе Neugierde war es doch wohl nicht, was ihn in die Ferne trieb, noch weniger ein tieferes wissenschaftliches Interesse. Kaum über Jahresfrist hatte er sich auf der Wittenberger Universität „studierens halber“ aufgehalten, denn er war „von Natur mehr dem Hofleben und Kriegswesen als den literis zugethan“. Seine nachher zu erzählenden Erlebnisse auf Haïti gleichen

1) Für die an letztgenannter Stelle ausgeführten Nachforschungen bin ich Herrn Geh. Archivrath Dr. Posse zu Dank verpflichtet.

denen eines ertappten Schleichhändlers wie ein Ei dem andern; davon, dass er zusammen mit seinen Gefährten Menschen in Afrika geraubt und später als Sklaven verkauft hat oder doch zu verkaufen beabsichtigte, macht er selbst kein Hehl; schon sein Aufbruch erweckt den Eindruck, als wäre unser Miltitz ein abenteuerlustiger Freibeuter gewesen, der im Stil seiner Zeit Jugendmuth und Thatendrang auf hoher See, an fremden Küsten habe austoben wollen nicht ohne gelegentlichen Handelsgewinn zu erspähen. Noch war ja Seeraub und Seehandel verschwistert, der Anfall Portugals an Spanien hatte seit etwa anderthalb Jahrzehnten die überseeische Welt, einst nach Papstesspruch zwischen diesen beiden Reichen getheilt, in Spaniens alleinige Hand gegeben, und das „Mare clausum“ der stolzen Hispania zu brechen, Schulter an Schulter mit den protestantischen Niederländern und Engländern, dünkte ein mannhaft deutsches Wagestück, reizvoller als der Hofdienst in Dresden und das Lagerleben der Landkriege mit ihren langweiligen Stadtblokaden.

Im Hafen der kleinen Seefeste Dieppe an der Küste der Normandie schiffte sich Miltitz am 13. Dezember 1594 ein. Er fährt mit bewaffneter Mannschaft, mit einer „Compagnie“, und zwar nicht als deren oberster Führer, sondern als des „Hauptmanns Leutnant“. Bei nächtlicher Weile, früh zwischen 2 und 3 Uhr lichtet man die Anker, ein frischer Wind macht die Segel schwellen und mit klingendem Spiel geht's an Englands Kreideküsten hin ins offene Meer.

Mit dem Neujahrstag 1595 sind die Canarischen Inseln erreicht; plötzlich eintretende Windstille hält hier die Segler volle acht Tage fest. Trotz „nicht geringer Gefahr der Einwohner wegen, die den Fremden feind sind“, vertreibt man sich die Zeit mit Fischen und sonstiger Kurzweil; es war für unsern sächsischen Edelmann eine schwüle Hitze, so heisse Januartage hatte er noch nie erlebt. Nur ein paar Bemerkungen über die Canarien erfahren wir aus seinem Tagebuch: die Hauptinsel der Gruppe, Canaria (Gran Canaria), sei auch am meisten bewohnt, reich an Wein, Zucker, Zwiebeln und Aufenthaltsort der spanischen Verbannten, von der Insel Palma „kommen die wohlinsingenden Canarien-Vogel in Spanien und unsere Lande“¹.

1) Diese Stelle enthält einen der frühesten Nachweise der Einführung des Canarienvogels bei uns. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts scheint letztere weiteren Umfang gewonnen zu haben, denn der berühmte Schweizer Konrad Gesner beschreibt ihn noch nach Mittheilungen eines Freundes, kannte ihn also nicht selbst, obwohl er uns gleichzeitig mittheilt, dass der Canarienvogel bereits zu seiner Zeit einen deutschen Namen erhalten hatte („vulgo aviculam sacchari

Am 18. Januar tritt die Küste des afrikanischen Festlands in Sicht, am 26. werden mit einem begegnenden englischen Geschwader aus 10 grösseren Schiffen und 15 Barken Grüsse gewechselt „mit einem Geschoss vom groben Stück und etlichen Musketen“, und am 29. geht man bei den Inseln vom „Grünen Ende“ (Cabo verde) vor Anker. Hier gibt es köstliche Datteln, eine Menge Rindvieh und Ziegen, „davon des Jahrs über unzählig viel tausend Felle in Spanien geschicket und zu Cordwan präpariret werden.“ Doch der Empfang auf den Capverden war ein sehr wenig freundlicher, da die spanische Verwaltung des ursprünglich portugiesischen Archipels die fremde bewehrte Seemannschaft gewiss mit argwöhnischen Blicken verfolgte.

Daher findet schon am 1. Februar die Weiterfahrt statt, und bereits am folgenden Tag — ein Beweis sehr raschen Segelns — naht man sich der Küste von Oberguinea. Da sieht man zum ersten Mal „das schwarze, wilde und nackte Volk, welchs ihnen mit Kähnen weit ins Meer entgegen kommen und allerhand Sachen von Früchten, Fischen, Thieren und dergleichen mehr ins Schiff bracht, dagegen aber Bisquit und Branntwein, den sie gern trinken, mit sonderlichen Gefallen und Freuden angenommen.“

Von der Küstenfahrt entlang Ober- und Niederguinea, dann über Angola hinaus ums Kap erhalten wir fast nichts berichtet, etwa von 6 Walfischen, die Miltitz dort „im äthiopischen Meere“ auf einmal erblickt, von Meerpferden und Sirenen, die sich beim Castell de Mina aufhalten sollen nach Aussage der Eingeborenen. Wir hören jedoch etwas ausführlicher von einer Landung im südlichen Senegambien, und hierbei erhalten wir einen Einblick in die damals noch im westlichsten Afrika ungeschlecht getriebene Menschenfresserei; das ist der wichtigste Beitrag völkerkundlicher Art, den unsere Quelle enthält.

Es war Mitte Februar geworden, als man am Rio Grande anlangte. Miltitz freute sich dort alte Bekannte aus der Heimat anzutreffen, nämlich Störche, die ganz wie daheim an der Elbe in den Sumpfufern und Hinterwassern des Flusses umherwateten, zugleich aber „gerathen sie unter die Mohren, derselben sie zwölf mitgenommen und verkauft

vocitant, Zuckervögele“) und in den Häusern der Edelleute gehalten wurde, theils „wegen der zarten Lieblichkeit seines Gesanges“, theils wegen seiner Kostbarkeit, da er durch die Kaufleute „aus den fernsten Gegenden, weit über Meer und Land“ und deshalb „nur selten und mit grösster Sorgfalt“ nach Deutschland gebracht werde (Gesneri Hist. animalium. Lib. III: De avium natura. Frankfurt 1585. S. 240). Noch heute findet sich übrigens der Canarienvogel, da er buschige Landschaft vorzieht, am häufigsten auf den westlichen, durch bessere Benetzung holzreicheren Inseln der canarischen Gruppe, so auf Palma (Bolle im Journal für Ornithologie, Jahrgang 1858, S. 128).

haben.“ Unmittelbar auf diese lakonische Anführung folgt nun der gewichtige Satz: „Von dannen sind sie gereiset in Sapes zu einer besondern Art der Mohren, die einander selbs fressen, inmassen sie den Fleisch von einer Negresse (von einer schwarzen Möhrin Braten) für ihren Augen gesehen, und der von Miltitz Seliger selbs einen Mohren, Nicolaus Fontes genannt, von des andern Händen, der ihn fressen wollen, lebendig errettet und in Indiam bracht hat, welcher, als er daselbs seine Eltern und Freunde angetroffen, sehr dankbar gewesen ist.“

Wo haben wir uns dieses Kanibalenland Sapes zu denken? Offenbar nicht allzu weit vom Rio Grande, wie es auch in einer kurz davor stehenden, allerdings im übrigen wenig klaren Ortsangabe über die Fahrt längs der ganzen „Costa de Guinea“ vor Sierra Leone vorbei nach Angola zusammen mit zweifellosen Nachbarlanden des Rio Grande genannt wird („sind eingangen in Biafara, Felupa, Sapes“). Glücklicher Weise besitzen wir über die dortigen Negervölker werthvolle Nachweise in der handschriftlichen Sammlung von Erkundigungen über Nordwest-Afrika, welche Valentin Ferdinand der Deutsche (Valentin Fernandez Aleman) 1506—8 zu Lissabon veranstaltete und die aus Peutingers Nachlass in die Münchener Bibliothek übergang. Hier treten ebenfalls in der Nachbarschaft des Rio Grande „Beaffares, Falupos und Çapijs oder Çapeos“ neben einander auf.¹ Unser „Biafara“ und „Felupa“ sind natürlich nur auf die Völkernamen Biafaren (richtiger Biafaren) und Felupen gemünzte Ländernamen, wie man z. B. auch in jener Zeit das Land der Geloffen (Jolofen, Wolofen) Geloffa nannte. Die Biafaren wohnen noch heute nördlich vom untersten Rio Grande, die Felupen hausen als ein besonders hässliches, aber durch treu bewahrte Ursitten hochinteressantes Negervolk im Nordwesten der Biafaren in den waldigen Niederungen um die Casamance bis gegen die Gambia hin,² die Sapes (Çapijs, Çapeos) setzt Valentin Ferdinand südwärts des Rio Grande an.

Letztere waren schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts „mit andern vermengt“ und wurden nach den inzwischen eingetretenen Völker-verschiebungen (zufolge des Vordrängens der Susus gegen die Küste,³ der Eroberung des Landes Kabu durch die Fulbe⁴) wohl noch mehr zer-

1) Schmeller, Ueber Valentin Fernandez Alemão (Abhandlungen der Philos.-Philol. Classe der Königl. Bayerischen Akademie. Bd. 4. 1847). S. 57 ff. Die Schreibung Çapijs wäre wohl besser mit Çapys, Çapis zu vertauschen.

2) Bérenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie. Paris 1879. S. 288 f.

3) Waitz, Anthropologie. Bd. 2. S. 40.

4) Bérenger-Féraud a. a. O. S. 337.

sprengt. Möglich, dass sie identisch sind mit den von Hecquard im Süden des Rio Grande erwähnten Tiapys und den auf neueren Karten¹ ebenda verzeichneten Thiapesi. Fast könnte man auch daran denken in den von Corre² erwähnten „Diobas oder Yolas“ unsere Sapes zu erblicken, denn sie wären nach Corre gegenwärtig versprengt unter die Umwohner des Rio Nuñez (im Süden des Rio Grande), unterschieden sich jedoch durch verhältnissmässig dünnere Lippen und schmaleren, gebogenen Nasenrücken („nez presque aquilin“) von allen übrigen (wären mithin „eine besondere Art der Mohren“) und würden seit Alters der Menschenfresserei verdächtigt.

Jedenfalls dürfen wir uns der begründeten Vermuthung hingeben, dass Sapes der nach den Bewohnern gewählte, nun wohl längst verschollene Name eines Landes südlich von der Mündung des Rio Grande sei. Bernhard von Miltitz nennt Sapes einen sehr heissen und ungesunden Ort Aethiopiens; deutet schon das auf die sumpfige Küstenniederung, so finden wir volle Bestätigung der Küstenlage in dem Zusatz, es wüchsen dort leicht „Würmer unten am Schiff und dürften dasselbe mit der Zeit, wo es nicht geräumt würde, durchbohren“. Unsere Kauffahrteischiffe kennen diese Plage der Oberguineaküste nur zu gut: zwar Bohrmuscheln, an welche Miltitz gedacht zu haben scheint, verursachen dies Ungemach nicht, aber die sogenannten See-Eicheln oder See-Pocken, Balaniden-Krebse, deren rasch den Schiffsboden auswendig überwachsene Kolonien bei der Massigkeit ihrer Kalkgehäuse das Schiff derartig (obendrein meist einseitig) beschweren, dass es ohne Absägen der unliebsamen Anhänge den Curs nicht mehr ordentlich zu halten vermag. Und auf den Westen von Oberguinea führt endlich auch noch die Bemerkung, dass an jenen Küsten nicht nur Ziegen, sondern auch Ochsen in grosser Menge gehalten würden; Hühner, heisst es dagegen, hätten erst die Portugiesen dorthin gebracht.

Die damaligen Volkszustände des in Rede stehenden südsenegambischen Litorals erinnern mehrfach an die jetzigen. Vor allem war schon damals der aus der Oelpalme gewonnene Wein der allbeliebte Labetrunk. „Anstatt des Getränks“, meldet unsere Quelle, „haben sie Wasser und Wein von Palmen, den sie aus dem Baum zäpfen, welcher eine weisse Farbe wie Buttermilch, aber einen süssen Geschmack hat.“ Seit unzählbaren Jahrhunderten war die Oelpalme die schöne Verführerin dieser Negervölker zur Trunkleidenschaft. Vom Felupen-König seiner Zeit erzählt Valentin Ferdinand: „er setzt nach jedem dritten Wort die Palmweinflasche an.“ Am auffälligsten jedoch reicht an

1) Vgl. Blatt 69 der neusten Auflage von Stiellers Handatlas.

2) Bei Béranger-Féraud a. a. O. S. 337.

diesem Negerstrand die Gegenwart der Vergangenheit die Hand in Bezug auf das räthselhafte und doch so häufig auf Erden begegnende Nebeneinander von Menschen- und Hundefleisch-Verzehren. Die Felupen, denen man das Kanibalenlaster zum Vorwurf macht (nach Béranger-Féraud für die Jetztzeit indessen mit Unrecht), sind noch heute ganz erpicht auf Hundefleisch und halten sich eine gewisse Art von Hunden deshalb für die Küche.¹ Von den Sapes oder Sapis (Çapijs) aber sagt Valentin Ferdinand: „Eine Art kleiner Hunde, die sie, wie wir die Schweine mästen, sengen und braten, sind ihr bester Leckerbissen.“ Das reimt sich vortrefflich zu dem Schaugemälde unseres Miltitz von „der schwarzen Möhrin Braten.“ Denn zu zweifeln an der Zuverlässigkeit dieses Berichts haben wir nicht die geringste Ursache, obgleich für die Neuzeit kein Beweis von Anthropophagie aus Senegambien vorliegt. Wie hingegen an der Südküste Oberguineas der Menschenfrass, vor den Weissen freilich verborgen, grausig weiter geübt wird, mag man bei Hutchinson nachlesen, der noch 1859 Zeuge davon war: er sah aus seinem Versteck bei Bonny im Nigerdelta die Schwarzen mit thierischem Geheul über einen geschlachteten Mann herfallen und die grossen Messer schwingen, mit denen sich jeder das beste Stück zu erbeuten bestrebt war; selbst Knaben und Mädchen trugen sich bluttriefende Stücke von Menschenfleisch lüstern bei Seite, und nur die Eingeweide — das gemahnt an altgriechische Opfersitte — wurden dem Schutzgeist des Volks, der grossen Eidechse, geweiht.²

An südafrikanischen Küsten scheint Miltitz nicht oder nur für kürzeste Frist angelegt zu haben. Wir finden ihn nämlich schon am 6. März von der Moçambique-Küste her auf der Fahrt nach Vorderindien. Diesem Lande, sagt unsere Quelle, „mangelt nichts als der christliche Glaube, dahin aber die Spanier mit Gewalt cupiditate scil. regni arbeiten, damit ihre Religion auch an diese Oerter komme. Es gibt auch daselbst gute Viehzucht, sonderlich an herrlichen Ochsen, derer der von Miltitz Seliger auf einen Tag 300 schlachten sehen, davon nichts mehr als Zung und Haut in Spanien verschickt, das Fleisch aber für Hunde und Raben geworfen und doch mehr von der Sonnen als sonst verzehret worden ist“.

Das Schiff berührte auf dem Spiegel des Indischen Oceans die Linie der scheidelrechten Mittagssonne; man hielt eine Pieke aufrecht, und sie gab keinen Schatten. Calicut ward nicht angelaufen, wohl aber Goa, der Sitz des spanischen Vicekönigs, und am 8. Juni Malaka.

1) Béranger-Féraud a. a. O. S. 291, 293.

2) Hutchinson, Ten years wanderings among the Ethiopians. London 1861. S. 66.

Nichts wissen wir von der weiten Segelfahrt über das stille Weltmeer. Sie muss in der zweiten Hälfte des Jahres 1595 vollzogen worden sein und hat anscheinend unserem Miltitz wenig Anlass geboten zur Bereicherung seines Reisebüchleins. Eine chronologische oder vielmehr geographische Verwirrung in der gedruckten Bearbeitung des letzteren verschlägt uns plötzlich aus „Indien“, das Ende Januar 1596 erst verlassen wäre, nach „Amerika, spanisch India genennet“, wo man am 10. Februar 1596 die brasilianische Küste erreicht habe. Dieser ungeheuerliche Irrthum ist dadurch verschuldet worden, dass der Bearbeiter „die kleine Insel Margarita“ (von Miltitz wahrscheinlich gegen Ende Januar 1596 besucht) offenbar für eine der südasiatischen Inseln hielt und bezüglich der Entfernung Ostindiens von Westindien entweder sich gar keine Gedanken machte oder der weltgeschichtlich fruchtbarsten aller Täuschungen, derjenigen des Columbus, noch huldigte.

Begeben wir uns also gleich in die lauen westindischen Gewässer unserem sächsischen Edelmann zur Seite. Sein Schiff geht an der Nordküste Venezuelas bei der Perleninsel (Margarita) vor Anker; er berichtet, dass die Spanier dort die echte Perlenmuschel von eigens dazu gehaltenen Negersklaven aus Tiefen bis zu 12 Klaftern durch Taucherarbeit sammeln liessen, sonst bringe das Eiland keinen Nutzen, ausser Rehen biete es nicht einmal Fleischkost dar.

Den Besuch der mejicanischen Küste werden wir uns als gleich nach demjenigen Margaritas erfolgt zu denken haben, doch verlautet hierüber nichts Näheres. Um so mehr erfahren wir über Haïti, wo über Miltitz' Haupt ein gefährliches Verhängniss seine Wetterwolken ballte.

Gerade 101 Jahre waren verflossen seit der blutigen und entscheidungsvollen Niederlage, welche die haïtischen Indianer durch die spanischen Unterdrücker erlitten hatten, da legte in aller Stille Miltitz' Schiff — die gefangenen Neger immer noch an Bord — gegen Ende März 1596 hinter einer kleinen Insel vor Haïtis Nordküste an. Noch galt ganz Haïti unter dem volltönenden Namen Española als alleiniger Kronbesitz Spaniens. Vorüber freilich waren die glänzenden Zeiten der Goldfunde; was die Kämpfe der einst beinahe auf eine Million geschätzten Eingeborenen gegen ihre herzlosen Peiniger von braunen, schlichthaarigen Menschen übrig gelassen, war der edlen Fürsprecherin indianischer Menschenrechte, der Königin Isabella, und dem grossen Las Casas, „dem Beschützer der Indianer“, bis auf kümmerliche Reste in den Tod gefolgt, hingesiecht zumeist bei der Minenarbeit in den Goldgruben des Cibaogebirges. Das Zuckerrohr war vom Archipel der Canarien herüberverpflanzt worden, und auf der Sklavenarbeit einer

anderen Rasse, der schwarzen und wollhaarigen, hatten die Spanier die Pflanzungen der auf Haïti heimischen Baumwolle, tropischer Spezereien wie Ingwer und Cassia, vorzugsweise aber die Zuckerplantagen dermassen emporgebracht, dass die Insel im Verlauf der früheren Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts eine bis zur Stunde nicht wieder erzielte Blüthe erlebte, ihre Hauptstadt San Domingo, bis zur Eroberung Mejicos die Capitale aller spanischen Besitzungen in der neuen Welt, zu einer der glänzendsten Städte nicht bloss Amerikas erwuchs, und Kaiser Karl V. seine Paläste, wie man sagte, aus den Zolleinkünften haïtischer Zuckereinfuhr baute.

Doch auch dieses Blüthenalter neigte sich dem Ende zu. Bereits hatte der kühne englische Seeheld Francis Drake schwer seine eiserne Hand auf Hispaniola gelegt, ja dessen stolze Metropole, den Sitz der ganzen Verwaltung Westindiens und eines Erzbisthums, 1586 erobert, für einen Monat besetzt und gebrandschatzt. Trotzdem hätte sich das unerschöpflich fruchtbare Eiland wohl wieder aufraffen können; das von Europa her eingeführte Rindvieh z. B. hatte sich in diesen ewig grünen Wildnissen so unzählig vermehrt, dass 1587 die Ausfuhr an Häuten über 350 000 Stück betrug und bald einzelne Jäger, meist Franzosen aus der Normandie, an der Nordküste (der Banda del Norte) sich niederliessen um die wilden Rinder zu schiessen, ihre Häute an die schon fleissig in jenen Gewässern kreuzenden Holländer zu verkaufen und als „boucaniers“ vom Fleisch der erlegten Beute zu leben, welches sie nach Indianerart in Rauchhütten (boucans) dörreten.¹ Indessen die spanische Regierung verschärfte gerade damals ihrem Monopol zu Liebe das Verbot jedweden Handelsverkehrs mit den Fremden,² und eben dieser Umstand machte wagehalsigen Schleichhandel mit diesen Insulanern so verlockend, da dieselben Erzeugnisse in Menge, gemünztes Geld aber fast gar nicht mehr besaßen, deshalb schon Lederstückchen im wechselseitigen Verkehr als Werthzeichen anzuwenden begonnen hatten.³

Wir haben darum auch, wie schon oben angedeutet, Bernhard von Miltitz in Verdacht, dass er mit seiner „Compagnie“ sich an dem gefährlichen, aber reichen Gewinn verheissenden Schleichhandel zu betheiligen gedachte, vielleicht schon beim Raub der armen Schwarzen am Rio Grande guten Schacher mit haïtischen Pflanzern plante. Die zeitgenössische Anschauung sah ja darin kein Verbrechen, und unsere

1) Handelman, Geschichte der Insel Hayti. Kiel 1860. S. 12.

2) Charlevoix, Histoire de l'isle Espagnole. Amsterdam 1733. Bd. 2. S. 329.

3) Meinicke, Versuch einer Geschichte der europäischen Colonien in Westindien. Weimar 1831. S. 18.

so gut wie authentische Quelle gestattet uns die Sachlage entschieden nicht in anderem Licht aufzufassen. Zunächst erblickt unsere Schiffsmannschaft (in der sich wohl auch einigermaßen ortskundige Normannen befanden) von ihrem Schlupfwinkel aus keinen Menschen; gleichwohl wagt sich niemand ans Land, „weil der König von Spanien alle Oerter und frische Wasser, die vom Lande ins Meer gehen, zu Ross und Fuss hart und wohl verwahret und nicht allein die Leut, so von der Seiten banda del Norte genannt ohn' spanisch Passport ans Land kommen, gefangen nehmen, sondern auch die Einwohner selbs, wenn sie mit solchem Volk handeln, strafen lässt“. Allmählich jedoch geht ihnen das Trinkwasser aus, und sie sehnen sich danach „ihre Kaufmannschaft zu verhandeln.“ Da finden sich im Dunkel der Nacht einige Händler bei ihnen ein, welche vorgeben, die „königliche Wach“ sei ganz aufgehoben, und hierdurch sicher gemacht fahren sie den nächsten Morgen mit ihrem kleinen Schiff um Trinkwasser zu schöpfen in eine Flussmündung ein.

Nach der Örtlichkeit der nun folgenden Erlebnisse zu urtheilen, muss das die Mündung des Yaque-Flusses gewesen sein, der sich in der breiten Thalebene zwischen der nördlichen Küstenkette und dem mittleren, längsten und höchsten Gebirgszug der Insel gen Westnordwest ergiesst; ganz nahe vor dieser Flussmündung liegt auch eine Anzahl von Inselchen, an deren Ufer wir uns das Miltitzsche Schiff vor Anker gegangen denken.

Die nächtliche Botschaft der Handelsleute hatte offenbar den Zweck die Leichtgläubigen in die Falle zu locken, sei es nun, dass jene sich lästiger Concurrenz entledigen wollten oder dass sie mit den spanischen Wachmannschaften unter einer Decke staken. Arglos springt Miltitz, nachdem man ein Stück den Fluss hinauf gefahren, mit Dolch und Musquete bewaffnet ans Land, — da rennen ihn sofort die spanischen Wächter, die im Gebüsch auf der Lauer gelegen, mit den Lanzen an und machen ihn und die Seinigen zu ihren Gefangenen. Das geschah am Morgen des 13. April um die 10. Stunde. Miltitz wird entwaffnet und von den Spanischen so mit aufs Pferd genommen, um zunächst in einer „Hatta“ untergebracht zu werden, d. h. in einer Viehzuchtfarm (von hatta = Herde),¹ wo man ihm Kost und ein wenig Ruhe gönnt. Abends um 10 geht's unter der nämlichen Escorte (Miltitz wird ohne Sattel und Zaun auf ein Pferd gesetzt, das an den Schwanz eines der Soldatenpferde festgebunden ist) nach dem Dorf Monte Christi, einem Oertchen

1) Saint-Mery, Description of the spanish part of Saint-Domingo. Translated from the french. Philadelphia 1796. Bd. 1. S. 65, 67.

rechts abseits der Yaquemündung, das nicht lange danach des Schmuggels wegen aufgehoben wurde, dann aber wieder erstand.

Von Monte Christi trat nun unser Landsmann mit seinen sämtlichen Schicksalsgefährten den weiten Weg nach der Hauptstadt an der fernen Südküste als Gefangener an. Er dauerte volle sieben Wochen und ging zuvörderst die prangenden Fluren am Yaque hinan zur Thalwasserscheide hinter Santiago, dann in gleicher Richtung und immer noch zwischen den genannten Gebirgen die nicht minder üppig bewachsene Ebene am Yuna hinab, in die man bei La Vega eintrat. In dieser Dorfschaft, die Miltitz eine der schönsten der ganzen Insel nennt, muss er das Gefängniss beziehen, mit Eisen am Bein gefesselt, erhält auch nicht wie sonst beim Alcalden den Abendimbiss, denn der Alcalde ist gerade abwesend. Dafür erscheint des andern Tages der oberste Priester des Orts, und dem gegenüber kommt unserem Miltitz das bischen „Küchenlatein“, das er noch von den Wittenberger Hörsälen her inne hatte, höchlich zu statten: gleich werden ihm die Eisen abgenommen, der menschenfreundliche Priester zieht ihn zur eigenen Tafel, bettet ihn unter seinem Dach und versieht ihn, was die Hauptsache war, mit gar klugen, lateinisch verfassten Instruktionen für das Halsgericht, welches natürlich seiner in San Domingo wartete. Lange Wochen blieb aber das Damokles-Schwert noch über dem Nacken des Aermsten hängen; er hatte Musse genug sich noch manches über Land und Leute ins Tagebuch zu schreiben. In der Umgebung des Fleckens Cotuy auf der Höhe der rechten Uferseite des Yunafusses staunt er über die Masse von Baumwolle und Ingwer, die man da baut, und über die „schönen Schweine“; dann jedoch geht der Weg, abbiegend vom Yunathal über den Kamm des Centralgebirges dem Süden zu durch gänzliche Wildniss („unterwegs sind weder Dörfer noch Häuser“). Der Alcalde von Cotuy hatte den Delinquentenzug unter Bedeckung einem Viehtreiber beigesellt, welcher ein paar hundert Ochsen nach der Hauptstadt bringen sollte. Unter freiem Himmel muss da das Nachtlager bezogen werden, triefend vom nächtlichen Regenguss freut man sich beim Aufbruch am Morgen der heissen Tropensonne, die so brav einem die Kleider trocknet; für den Mundvorrath sorgt die begleitende Herde, von der einige Stück geschlachtet und am Spiess gebraten werden. Endlich, am Sonnabend vor Pfingsten, den 2. Juni erblickt man die blaue See der Cariben; die Stadt San Domingo ist erreicht.

Das erste Verhör findet gleich am Tag der Ankunft statt vor dem Präsidenten (wie man den General-Gouverneur Hispaniolas als Vorsitzenden des höchsten Gerichtshofs für den ganzen westindischen Archipel

nannte¹⁾ und vor den übrigen Oberrichtern, die „ihrem Brauch nach im Sommerhause, so nachm Wasser zu liegt,² sich abzukühlen beisammen gewesen.“ Obgleich der Präsident durch seinen Kämmerling, einen Franzosen, viel fragen lässt, hüllt sich Miltitz in Schweigen, sich stellend, als ob er die französische Sprache nicht verstehe; auch sein Kapitän oder Hauptmann, dessen Namen Mascon wir hier zuerst nennen hören, und der nebst einem „schwarzen Mohren“ (jedenfalls einem der 12 geraubten Guineaner) mit vor das Tribunal geführt worden, scheint sich stumm verhalten zu haben, denn das Verhör wurde erfolglos abgebrochen und seine Wiederaufnahme bis nach den Feiertagen verschoben. Am ersten Pfingsttag sendet der Präsident Lope (Lopez?) de Vega den Gefangenen eine halbe Kanne Wein, „welchs doselbs so hoch als Silber und Gold gehalten wird“, und bei der Gelegenheit entdeckt der überbringende Diener, dass Miltitz des Französischen kundig ist, droht ihn daher seinem Herrn als einen Verräther zu entlarven. Als jedoch am dritten Pfingsttag das entscheidende Verhör abgehalten wird, rettet sich unser Sachse mit jenen von Priesterhand ihm zugesteckten Vertheidigungsschlichen, während sein Schiffskapitän und dessen „Contre-Maistre oder Oberster Steuermann“ zum Tod mit dem Strang, die Schiffsmannschaft zu zweijährigem Galeerendienst verurtheilt wird.

Wohl durfte Bernhard von Miltitz sein Schicksal segnen, als es hier am ältesten Herrschersitz der Europäermacht in der neuen Welt, dicht bei der ehrwürdigen Kathedrale, die Columbus' Asche barg, eine so glückliche Wendung nahm. Die Lust nach ferneren Seeabenteuern mochte ihm gründlich vergangen sein; trotz väterlichster Fürsorge des Präsidenten, der ihn kleidete und ihn im eigenen Palais gastlich aufnahm, sehnte er sich heimwärts. Am 20. August geht er auf dem Fahrzeug des Kapitän Omme in See, dessen Kleinheit dem Präsidenten gleich Bedenken einflösste, zumal gerade die Jahreszeit von Mitte Juli bis Mitte Oktober, so lange man denken kann, die Zeit der schlimmsten Stürme an der Südküste Haïtis immer gewesen ist.³ Und noch hat das Boot die Mona-Passage zwischen Haïti und Puertorico nicht passiert, so wird es durch einen furchtbaren Orkan überfallen und in der heftigen Westströmung des Meeres auf die Untiefen vor der Südspitze Haïtis zurückgeworfen, wo schon so manches Schiff scheiterte.⁴

1) Saint-Mery a. a. O. Bd. 1. S. 119.

2) Gemeint ist wohl das „Schloss“, welches nach dem Stadtplan bei Charlevoix (a. a. O. Bd. 1 zu S. 289) in der äussersten Südostecke San Domingos lag, wo der die Ostseite der Stadt von Norden her bespülende Ozama-Fluss ins Meer mündet und die täglich erfrischende Seebrise recht zu geniessen war.

3) Charlevoix a. a. O. Bd. 1. S. 290.

4) Saint-Mery a. a. O. Bd. 1. S. 309.

Nach gänzlichem Verlust ihres Fahrzeugs retten die Schiffbrüchigen das nackte Leben auf das wüste Eiland Beata vor jener Landspitze. Acht Tage lang nähren sie sich hier von den grossen Eiern einer Riesenschildkröte, die deren bis zu hundert legt und in den Boden scharrt. Mit den wilden Schweinen der Insel um die Wette wird nach diesen Schätzen gewühlt, sonst ist nur alles voll Eidechsen und Schlangen, die einem überall über Leib oder Füsse huschen. Endlich gelingt es mit Hilfe eines Palmenstamms den schmalen Meeresarm zu durchschwimmen und am Beatenkap die Küste der Hauptinsel zu gewinnen.

Armselig und ganz abgerissen wandert unser vielgeprüfter Odysseus der Küste entlang wieder nach San Domingo zurück, wo ihn de Vega am 8. September mit erneuter Güte empfängt und bis zum Abgang einer grösseren Flottille beherbergt. Sieben Schiffe werden im folgenden Monat mit Gold, Zucker und Gewürzen beladen — ein Beweis doch immer noch blühenden Geschäfts der Krone Spanien —, und an deren Bord verlässt Miltitz am 19. Oktober auf immer den amerikanischen Boden. Schnell ging die Fahrt freilich nicht; Ende des Monats ist man erst bei den Bermudas und scharmutzirt dort zweimal mit einem die gute Ladung verfolgenden englischen Schiff; am 16. Dezember 1596, fast genau zwei Jahre nach der Abfahrt von Europa, lenkt die kleine Armada bei Sanlucar in den Guadalquivir ein. Man bekommt einen schlimmen Begriff von der Langsamkeit des einzig auf dieser Strasse sich bewegenden spanisch-transatlantischen Handelsverkehrs jener Zeit, wenn man erfährt, dass es noch eine volle Woche dauerte, bis man die sieben Schiffe stromauf gezogen hatte gen Sevilla, wo allein das spanische Monopol gestattete amerikanisches Handelsgut zu löschen!
